



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wagner, Eugen: Mit den Buren in Felde : nach dem Tagebuche eines  
Mitkämpfers wiedergegeben : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

aufzuklären, sind die Bachfeste da. Nach dieser Richtung hat das erste nur den bisher herrschenden Zustand noch einmal festgestellt und den Nachfolgern die Aufgabe hinterlassen, Wandel zu schaffen. Dazu wird nötig sein, daß für das nächste ein Ort gewählt wird, der eine einheitliche Leitung ermöglicht.

Sehr erwünscht wäre es, wenn dabei der Gedanke einer Bachausstellung wieder aufgenommen werden könnte. Dem Berliner Apparat wird man es auswärts nicht gleich thun können, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß man z. B. in Thüringen einen ganz hübschen Vorrat von Instrumenten aus Bachscher Zeit zusammenbringt und damit zugleich das landsmannschaftliche und lokale Interesse an Dingen der Musikgeschichte fördert. Das Vorzeigen von Autographen halten wir dabei für minder wichtig, aber das Vorspielen und Erklären Bachscher Instrumente für wesentlich. Das ist allerdings leichter gesagt als gethan und müßte von langer Hand vorbereitet werden. Denn wo hat man die Musiker, die Lauten, Gamben, Clarins spielen können? Daß es aber noch welche giebt, hat das Berliner Bachfest gezeigt: ein junger Hochschüler blies in dem zweiten Brandenburgischen Konzert die für unausführbar erklärte, bis ins dreigestrichne g reichende Trompetenpartie originalgetreu. Vielleicht verlohnt es sich für später seinen Namen zu merken: er hieß Stolle.

Nach noch andre Zugaben zu einem Bachfest liegen nahe. Eine ist statutenmäßig versprochen und diesmal ausgeblieben: Versammlung mit Vorträgen und Diskussionen, wie sie sich bei der Goethe- und der Shakespearegesellschaft bewährt haben. Sind einmal Bachleute zusammen, so wäre es leicht und einfach, den eigentlichen Festkonzerten noch einige kleinere Matineen und Recitals anzuhängen, Spezialkonzertchen für Orgel, für Klavier usw. Dergleichen wird sich alles von allein gestalten. Der gemachte Anfang hat das eine, das die Hauptsache ist, bewiesen: daß für Bachsche Kunst ein Publikum da ist, auf das weitere Pläne gegründet werden können.



## Mit den Buren im Felde

Nach dem Tagebuche eines Mitkämpfers wiedergegeben von Eugen Wagner  
in Friedberg (Hessen)

(Schluß)



ir bekamen nun Ruhe; nur von dem jenseitigen Modderufer hallt ein heftiges Infanteriefuer herüber. Dort muß noch ein schweres Gefecht im Gange sein. Das Geschützfeuer auf unser Lager hat etwas abgenommen, wohl weil die Aufmerksamkeit des Feindes wie die unsrige auf die eigne Artillerie abgelenkt worden ist. In der Richtung nämlich, wo wir hergekommen sind, sehen wir

Geschützbrauch. Davan erkennen wir unsre Geschütze. Es mag wohl de Wet sein oder ein andres Kommando, das uns zu helfen sucht. Gegen Abend nimmt das Artillerief Feuer auf unser Lager zu. Einige Wagen brennen, auf andern explodiert die aufgeladne Munition. Meine Griqualänder, die heute zum erstenmal ins Gefecht gekommen sind, möchten unter dem Schutze der Nacht einen Handstreich gegen die vor uns aufgefahnen Geschütze unternehmen. Ich bin dabei und werde als einziger, der den General kennt, beauftragt, dessen Einwilligung einzuholen. Ich mache mich auf den Weg und finde Cronje mit dem Schambof, einer Peitsche, in der Hand an dem Flußufer stehn; er imponierte mir durch seine Ruhe. Ich trage unser Anliegen vor, werde aber kurz abgefertigt mit dem Worten: „Unterlaßt das, ihr würdet unsre eignen Leute treffen.“ Als ich weiter reden wollte, wandte er sich einem andern zu, sodaß ich mich als entlassen betrachten mußte. Cronjes Antwort verstand ich damals so, als seien schon genügend andre der unsrigen in derselben Absicht wie wir unterwegs; jezt glaube ich, er hat damit entweder das Kommando de Wets oder die aus Natal herbeigerufenen Unterstützungen gemeint.

Ich berichtete zunächst meinen Kameraden den Mißerfolg meiner Sendung. Wir beschloffen nun ins Lager zu gehn, um uns mit Lebensmitteln zu versorgen. Unter dem Lichte des Mondes, den grellen Blitzen der springenden Granaten und Schrapnells ging es vorsichtig zu meinem Ochsenwagen. Er war noch unverfehrt. Wir luden im Lichte einzelner brennender Wagen zunächst die Munitionskasten ab bis auf den Teil, den wir mitzunehmen gedachten, und vergruben sie. Dann packten wir Wasser und Lebensmittelsäcke auf, nahmen die Spaten und Munition mit und zogen uns, immer die uns beschießende Artillerie scharf im Auge haltend, zu unsrer Stellung zurück. Dort heben wir mit der ganzen Energie, die nur der Selbsterhaltungstrieb giebt, und die durch das fortwährende Sausen der Granaten in uns wach gehalten wird, einen tiefen Graben aus, bringen unsre Schätze hinein und erwarten dann den Morgen. An Schlaf war vor Aufregung nicht zu denken. Dazu ließ einen der schreckliche Lärm der krepierenden Granaten, das Stöhnen der verendenden Zugochsen im Lager und das Geschrei der Kaffern nicht zur Ruhe kommen. Unausgesetzt erzitterte die Erde von einschlagenden Granaten, ähnlich wie das ein nah vorbeirollender Eisenbahnzug thut. Das wirkte auf die Nerven!

Gegen Morgen wird die Beschießung stärker. Der Feind muß Artillerieverstärkung erhalten haben. Noch vor Sonnenaufgang beginnt ein starker Infanterieangriff auf unsre Stellung, der vollständig scheitert; schon um acht Uhr ist er abgeschlagen. Überall vor uns sehen wir das Feld mit Toten und Verwundeten bedeckt; aber auch wir haben Verluste. Es mochte wohl eine Stunde des Wiederaufatmens vergangen sein, als das Artillerief Feuer eingestellt wird. Ein kurzer Hoffnungsstrahl! Bald hören wir, daß wir nicht befreit seien, sondern daß General Cronje nur um einen vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand zur Beerdigung der Toten gebeten habe. Mein erster Gedanke war,

die Ruhepause für alle Fälle auszunützen. Ich nehme einige Leute zu meinem Wagen zurück. Überall stoße ich auf die furchtbarste Zerstörung. Beinahe alle Ochsen sind tot; von ihren hoch aufgetriebnen Leibern stehn die Beine in die Luft. Die Wagen bilden zum größten Teil ein wildes Chaos, das hier und dort brennt. Fortwährend höre ich Detonationen von sich entzündender Munition. Über dem Lager liegt der gelbgrüne Rauch des Lyddits, der mir den Atem nimmt. Von meinem jetzt beschädigten Wagen nehme ich, was ich an Lebensmitteln in Säcken fassen kann. Mein Maat,\*) der mich am Wagen gefunden hat, hilft dabei. Auch Munition graben wir wieder aus, und schwer bepackt geht es in die Stellung zurück. Sie ist noch nicht erreicht, als das Artilleriefener von neuem beginnt. Der Waffenstillstand ist also abgelehnt, die Belagerung geht weiter. Da gewinnt unsre Last doppelt an Wert, und wir lassen sie auch nicht im Stich. Ohne Verlust kommen wir über und über vom Lydditrauch gelbgrün gefärbt in der Stellung an, der nächsten Sorge überhoben. Langsam schleicht Stunde um Stunde dahin, ohne daß sich unsre Lage bessert. Von einer Hilfe von außen verspüren wir immer noch nichts.

Abends acht Uhr läßt mich Dom Tom rufen und nimmt mich mit zum General Cronje. Wir treffen ihn mit seiner Frau in einer weiten Höhle des Flußufers, wo sie sitzen und Kaffee trinken. Er tritt an mich heran und fragt mich, ob ich den Mut habe, durch die feindlichen Linien zu gehn. Ich bejaha und erhalte nun den Befehl, eine geheime Botschaft mündlich an de Wet zu überbringen. Mit „Goeden Avond, General, goeden Avond, Tande“ nahm ich Abschied. Es war Mitternacht, als ich zur Ausführung des Befehls unsre äußersten Posten verließ. Auf allen Vieren schlich ich vorwärts, das Gewehr um die Schulter gehängt. Ich kroch mit dem Gesicht möglichst dicht am Boden, gegen den hellern Himmel scharf ausspähend, ob sich nicht die feindlichen Vorposten davon abhören. Nach einiger Zeit sehe ich die Postenkette der Engländer und muß mich nun entschließen, an welcher Stelle ich sie durchbrechen will. Ich schleiche an ihrer Front entlang; die Posten stehn dicht. Da finde ich eine größere Lücke. Das ist der richtige Platz. Langsam rutsche ich vorwärts, jetzt bin ich auf gleicher Höhe mit den Nebenposten und fühle mich schon in Sicherheit, da, noch ein Schritt, ich erschrecke, und gleich mir mein Gegenüber. Aus der Erde erheben sich Gestalten; einige laufen davon, einige stürzen sich über mich, Hands up, schreit es, viele Hände halten mich fest, ich bin gefangen. Ich meine in den Boden versinken zu müssen vor Schmach und Schande und bleibe ganz apathisch gegen das, was man mit mir thut. Nach meiner Entwaffnung und Wegnahme alles dessen, was ich bei mir trage, werde ich unter Schimpfreden hinter der englischen Postenkette entlang und um unser Lager nach rückwärts liegenden Abteilungen geführt. Wir machen einen mehrstün-

\*) Unter Maat wird der Kamerad verstanden, mit dem man einen Vertrag gegenseitiger Hilfeleistung abgeschlossen hat. Diese Verpflichtung besteht nur für die Dauer des Gefechts.

digen Nachmarsch, unausgesetzt von den Posten angerufen. Gegen Morgen treffe ich bei dem Obersten des kanadischen Regiments ein, dessen Leute mich gefangen genommen hatten. Die Offiziere sitzen vor einem Farmhaus gerade bei dem Frühstück, als ich vorgeführt werde. Es erfolgt eine eingehende Vernehmung mit allerhand Kreuz- und Querfragen. Ich bleibe dabei, daß ich ein Bure sei, der sein davongelaufnes Pferd verfolgt habe. Ich sage aus, daß die eingeschlossenen Buren mit Lebensmitteln und Munition in Hülle und Fülle versehen seien, was auch wahr war, und daß sie sich noch viele Tage halten könnten und auch wollten. Man giebt mir darauf mein Eigentum bis auf die Waffen zurück, meine Briefe erst, nachdem man sie gelesen hat. Die Behandlung seitens der Offiziere war liebenswürdig; man lud mich sogar zur Teilnahme am Frühstück ein, und mehr aus Höflichkeit als aus Hunger nahm ich eine Tasse Thee und einen Biskuit.

Als das Regiment aufbrach, wurde ich in ein Zimmer des Farmhauses eingeschlossen, eine Schildwache kam zu mir, eine andre trat vor das Haus. Erst am Nachmittag wurde ich ins englische Hauptlager befördert. In einem Nachen setzte man mich über den Modderfluß, dann ging es in einer halben Stunde zum Lager, fortwährend der Neugier und dem ewigen Verhör ausgesetzt. Im Lager wurde ich zu den in den letzten Tagen gefangnen Buren geführt, siebenunddreißig fast ausschließlich verwundeten Leuten, die mich gegen meinen Willen ins Gespräch zogen. Als es bekannt wird, daß ich Englisch spreche, kommen von dem dicht vor uns liegenden Kopje, auf dem der optische Telegraph stand, englische Offiziere zu mir. Wir besprechen natürlich den Krieg und die Ereignisse der letzten Zeit. Ein Major, der sich besonders liebenswürdig gegen mich zeigt, sagt mir, sie hätten auch ihre eignen Ansichten über die Ursachen des Kriegs, da aber nun einmal Krieg sei, müßten sie dem Befehle nachkommen. Da erhebt sich plötzlich ein Lärm: Cronje habe sich ergeben, heißt es, und der Major schüttelt mir die Hand mit den Worten: „Wenn wir uns im Leben wiedersehen, dann hoffentlich als Freunde.“ Ich erkläre noch die Meldung für unmöglich richtig, als er sich mit zuversichtlichem Lächeln wegbegibt. Es dauerte noch keine Stunde, als der Major mit verschiedenen Offizieren wieder an mir vorbeikommt. „Sie haben doch Recht gehabt,“ rief er mir zu, „der Heliograph ist falsch abgelesen worden.“ Die Nacht verbrachte ich im Lager. Ich litt darunter, denn sie war kalt, und ich hatte weder eine Decke noch einen Regenmantel, um mich und meine Kleider vor niedergehenden Regenschauern zu schützen.

Am dritten Tage wurden wir den Fluß abwärts nach Modderriverstation geführt. Zwei Tage dauert der Marsch. Meine Bekleidung leidet sehr, meine Stiefel sind durchgelaufen. Eine Schonung der Gefangnen auf diesem Marsche giebt es nicht. Als wir von der ausgefahrenen, schmutzigen Straße herunter und neben ihr hergehn, ruft ein vornehmer Offizier der City Imperial Volunteers seinen Leuten näselnd zu: Do you escort the prisoners or do the prisoners escort you? So treibt man uns wieder auf die fast ungangbare Straße. Später

suchen wir uns auf einem Halt in den Schatten eines Baumes an der Straße zu legen. Ein anderer, auch sehr vornehmer Offizier erscheint und jagt uns auf unsern Weg. Wir müssen in die Sonnenglut zurück; der schattige Platz bleibt unbenützt. So wiederholen sich die kleinen aber sehr empfindlichen Quälereien, deren sich wirkliche Frontoffiziere, so weit meine Erinnerung reicht, niemals schuldig gemacht haben. Von Schimpfworten, die uns überall und sehr reichlich zu teil wurden, sehe ich ab, auf zarte Behandlung rechnete keiner. Aber die ewigen Nadelstiche empörten einen doch, und es schien, als wollten alle die Leute, die ihren Thattendurst bisher nicht im Regelsregen hatten betätigen können, ihn jetzt hinter der Front an uns auslassen.

Wir kommen am Magersfonteiner Lager, unseligen Angedenkens, vorbei und durch das englische Lager am Modderriver, das wie eine Festung ausgebaut ist. Auf der Station werden wir achtunddreißig Gefangnen und zwölf Mann Bedeckung in einen Güterwagen gepfercht, und nun geht es drei Tage und Nächte lang nach Simonstown. Die Fahrt bei toller Hitze war zum verrückt werden. Liegen konnten wir nicht, da unsrer zu viele im Wagen waren. Ein Engländer, der Transvaalbürger und mit uns ins Feld gezogen und gefangen war, hatte schweren Rheumatismus. Ihm allein wurde Platz zum liegen gemacht; wir andern standen oder hockten. In Simonstown wurden wir, von johlendem Pöbel empfangen, ins Lager geführt. Im Burenlager begrüßen uns die Gefangnen mit Jubel, und ich gestehe, es empörte mich damals in meiner Stimmung. Wie können sich diese Menschen nur freuen? so fragte ich mich. Doch auch dieses Gefühl verflachte sich, und ich habe später eintreffende Buren mit derselben Freude begrüßt, die ich zu Anfang unverständlich gefunden hatte. Auf die Nachricht, ein Deutscher sei unter den neu Angekommenen, suchte mich Oberst Schiel sofort auf und lud mich, schmutzig wie ich war, zu einem Glase Rotwein. Nachdem ich diese Erfrischung zu mir genommen und das Neueste vom Kriegsschauplatz berichtet hatte, war mein nächstes eine gründliche Reinigung meines verwahrlosten Körpers. Das erfrischte! Dann nahm mich ein anderer Deutscher in Beschlag, der unter dem Vorgeben, magenkrank zu sein, sich die herrlichsten Fleisch-, Gemüse- und Obstkonserven als Krankenkost zu verschaffen gewußt hatte. Von diesem Landsmann wurde ich fürstlich bewirtet. Dann ging es spät in der Nacht in das mir angewiesene Zelt.

Unser Lager, ein Quadrat, war dicht am Meeresufer. Es war eingefriedigt unten mit Drahtgitter, oben mit Stacheldraht. Gegen das Meer zu war ein Thor angebracht, das zum Strand führte und morgens und abends zwei Stunden lang zum Baden für jedermann im Lager geöffnet wurde. Das war eine köstliche Einrichtung. Das Lager wurde von Schildwachen bewacht, die auf den Ecken standen und die Längsseiten abpatrouillierten. Die Gefangnen, etwa 250 an Zahl, wurden zweimal des Tags gezählt. Zu diesem Zweck traten wir in Bügen zu zwei Gliedern an, jeder Zug vor den dazu gehörigen Zelten. Der Kommandant des Lagers, ein dicker, erregter Engländer, zählte uns, sein Adjutant noch einmal gleich hinterher. Das Essen war gut

und reichlich. Besonders die Buren in der Nähe Kapstadts versorgten uns mit Lebensmitteln, darunter waren die herrlichsten Früchte, auch köstliche Trauben. Auch aus Holland kamen zunächst viele Sendungen an, sodaß wir keinerlei Mangel litten. Ich selbst hatte mich neu ausstaffiert. Auf der Station Frankuil war ich von einem Angestellten meines frühern Chefs unter den Gefangnen erkannt worden, und dieser hatte mir ein schönes Sämmchen ins Lager geschickt, von dem ich mir Ober- und Unterkleider, Schuhe und Hut und sonstige nötige Gegenstände kaufen konnte. So lebte ich mich ins Lagerleben ein, als die Nachricht von der Übergabe Cronjes eintraf. Das war für uns alle ein Schlag. Traurig überließen wir uns unsern Gedanken, allein, oder wir tauschten sie aus und besprachen hier und dort das Ereignis. Draußen vor dem Lager spielten die Kapellen, die Schiffe in der Simonsbai flaggten und feuerten Viktoria. Bald trafen die ersten Gefangnentransporte ein, und wir erhielten genauere Nachricht über das Schicksal der Armee Cronjes.

An dieser Stelle mag eingeschaltet sein, was ich damals und zum Teil auch noch später auf St. Helena über die Vorgänge bei Cronje seit dem Tage meiner Gefangennahme von glaubwürdigen Personen erfahren habe. Die Beschießung war acht Tage lang fortgesetzt worden, aber Infanterieangriffe waren nicht mehr erfolgt. Noch am 20. Februar kam von außerhalb ein Karren de Wets ins Lager, um Lebensmittel und Munition für die außen kämpfenden zu holen. Bei dieser Gelegenheit wurde Cronje aufgefordert, einen Durchbruch zu versuchen; die geeignetste Seite wurde ihm dabei bezeichnet. Der Karren ging mit Erfolg und beladen zu de Wet zurück. Cronje folgte ihm nicht. Andre Auswege standen ihm sogar später noch frei. Zwischen den haushohen Flußuferu des Modder, zwischen den vielen und gewundenen trocknen Flußrinnen konnte er durchkommen, wenn er sich zur Zurücklassung des Lagers entschloß. Was war an diesem noch gelegen? Die Ochsen waren tot, die Wagen zum größten Teile verbrannt. Es ist mir bis heute ganz unverständlich, auf welche Macht Cronje baute, als er starr an dem Gedanken festhielt, gerade in dieser Stellung werde er die Engländer schlagen. Einzelne sprachen von Verrat. Ich glaubte mit der großen Mehrheit der Gefangnen nicht daran. Viel wahrscheinlicher ist, daß der Einfluß seiner Frau für seine Handlungsweise mitbestimmend gewesen ist. Die Hauptursache der Katastrophe liegt meines Erachtens in der Verschlossenheit der Natur Cronjes, seinem Starrsinn und der Geringschätzung der Mitländer, der Engländer sowohl wie der im Lager auf Burenseite wirkenden ausländischen Offiziere. Wären die Ratschläge dieser Offiziere berücksichtigt worden, so würde das Ergebnis des Rückzugs, ja vielleicht des ganzen Feldzugs anders geworden sein. Auch verließ sich Cronje wohl zuviel auf die ihm versprochne Hilfe von außen. Schließlich war Cronje nur ein guter Kommandant, kein Feldherr. Er litt schwer unter seinem Schicksal; denn auf St. Helena verfiel er der allgemeinen Verachtung, die sich darin äußerte, daß jedermann ihn mied. Man sprach mit ihm nur das Notwendigste.

Als sich die Aufregung über die Gefangennahme der Cronjischen Armee gelegt hatte, kehrte die alte Ordnung im Lager wieder ein. Wir waren sehr zahlreich geworden, und die Zelte wurden eng belegt. Die Müsse, die wir genossen, brachte uns auf Fluchtversuche. An dreien war ich beteiligt. Das erstemal wurde dicht bei den Gruben mit bloßen Händen ein unterirdischer Gang nach einem außerhalb der Lagerumfriedigung liegenden Busch gegraben. Der Sand wurde in zugebundne Hosensachen, nach den Zelten getragen und dort sorgfältig ausgestreut. Da die Temperatur in dem Gang zum Ersticken war, wurde an seinem Ende zur Durchlüftung eine zwei Finger starke Öffnung gemacht. Schon war die Reihenfolge, in der wir in den Gang zur Flucht in der nächsten Nacht hineingelassen werden sollten, durch das Los bestimmt, als ein Foxterrier das Ganze vereitelte. Er schnupperte an der Luftöffnung, fing an zu graben und verschwand plötzlich vor den Augen der Schildwache in die Erde. Der Posten war leider neugierig und meldete sofort das Wahrgenommene. Unsrer sauren Arbeit war also umsonst gewesen.

Ein zweiter Versuch glückte zum Teil. Wir gingen gewöhnlich in großer Anzahl baden. Der durch das Los zur Freiheit Bestimmte mußte sich dicht an dem Abhang des steilen Badestrands hinlegen. Sein Gesicht wurde mit einem Handtuch bedeckt, und dann wurde er leicht aber vollständig mit Sand zugebedeckt und liegen gelassen. Nach Ablauf der Badestunden gingen wir übrigen in das Lager zurück, und die Badeposten wurden eingezogen. Der Begrabene konnte nun aufstehn. Er kroch vorsichtig an dem Ufer entlang, bis er eine Stelle fand, wo er landeinwärts verschwinden konnte. Ich erinnere mich eines Flüchtlings, der, so befreit, dicht an dem Lager vorbeiging, uns mit dem Taschentuch ein „Lebewohl“ zuwinkte. Viele kamen auf diesem Wege nicht durch, denn eines schönen Tags, als wir das Unternehmen wieder geglückt wähnten, erschien der Kommandant und grub eigenhändig den von uns so liebevoll bedeckten Freund aus. Es gab eine große Untersuchung, die ergebnislos verlief. Das Fehlen der Entkommenen hatten wir dadurch beim Zählen zu verschleiern gewußt, daß aus den abgezählten Zügen bestimmte Leute in die durch Weggang entstandnen Lücken der noch nicht abgezählten Züge eintraten und dadurch doppelt mitgezählt wurden.

Bei dem dritten Versuch erlangte eine größere Zahl Gefangener die Freiheit. In der Mitte der einen Lagerseite hatten wir eine Öffnung in die Drahtumfriedigung geschnitten. An einer Seite hing der Draht mit dem Zaune so zusammen, daß der herausgeschnittne Teil wie eine Thür geöffnet und geschlossen werden konnte. Bei eintretender Dunkelheit hielten dazu bestimmte Leute die Schildwachen an den Ecken des Lagers fest, während wir in ausgeloster Reihenfolge durch die Öffnung krochen. Ich war Nummer sieben und hatte meinen Kopf gerade in die Öffnung gesteckt, als mein Vordermann von dem aufziehenden Wachtposten wahrgenommen und festgehalten wird. Sofort wird Alarm geblasen, und die Truppen treten an. Die ganze Bai wird mit den Scheinverfern der Kriegsschiffe abgesucht und

das Lager beleuchtet. Der Kommandant erscheint und stellt durch Zählung bei schärfster Kontrolle die Zahl der Flüchtigen fest. Er tobt und flucht und droht alle Beteiligten erschießen zu lassen. Sein Adjutant ist der entschieden Vernünftigere und bewahrt seinen Vorgesetzten vor thörichtem Handeln. Einige der Flüchtigen wurden wirklich eingefangen und wieder eingeliefert. Dieser Versuch fiel in die letzte Zeit meines Aufenthalts in Simonstown.

Anfangs Mai wurde uns bekannt gegeben, daß wir, hauptsächlich die Transvaalbürger und die Angehörigen der fremden Nationen, nach St. Helena gebracht würden, der Fluchtversuche wegen, sagte der Oberst. Einige Tage später wurden wir aufgerufen und in zwei Extrazügen nach Kapstadt an den Quai befördert, wo man uns, fünfhundert Mann, sofort in dem Lagerraum eines großen Dampfschiffes unterbrachte. Die Räume für uns waren entsetzlich eng bemessen, die Temperatur schrecklich. Drei Tage blieb das Schiff auf der Bai liegen, sieben Tage dauerte die Überfahrt, drei Tage hielt das Schiff vor St. Helena, bis wir in Kriegsschiffspinassen an Land befördert wurden. Die Schilderung unsers Lebens während dieser zwei Wochen unterbleibt besser. Es ist mir die schrecklichste Erinnerung des ganzen Kriegs. In welchem Zustande wir ankamen, mag daraus entnommen werden, daß wir zu unserm Marsch in das Deadwoodlager fünf Stunden brauchten, auf einem Wege, den wir später, als unsre Beine wieder kräftiger geworden waren, in zwei Stunden bequem zurücklegten. So hatte die Behandlung auf dem Schiffe auf die Kräfte unsers Körpers gewirkt. Das Lager auf St. Helena, auf der Höhe dieses Aschenkegels, unterschied sich in Größe und Anordnung nicht von dem bei Simonstown. Es war dem ewigen Südostwind und den Wirkungen des täglich niedergehenden Regens sehr ausgesetzt. Der Boden war immer feucht, und da wir darauf schlafen mußten und gegen die Einwirkung der Masse nur durch eine wollne Decke geschützt waren, so traten bald Ruhr und Typhus auf. Die Zelte waren furchtbar dicht belegt, zu zwölf mußten wir in einem schlafen. Eine zweite wollne Decke schützte uns nach oben, unsre zusammengerollten Kleider lieferten das Kopfkissen. Am empfindlichsten war anfänglich der Wassermangel. Je zwölf Mann erhielten zum Trinken, Kochen und Waschen einen Eimer voll Wasser; erst später wurde es auf unsre unausgesetzten Beschwerden hin besser. Das Lager war von Stacheldraht umgeben, anfangs nur von einem einzigen Zaune, an den nicht herangetreten werden durfte, später von einem doppelten. Es war nämlich einer der Unsrigen, als er des Morgens an die dicht am Zaun stehende Abfallkiste gehn wollte, von einem Posten erschossen worden. Natürlich erregte der Vorfall bei uns furchtbare Aufregung, die den Engländern so gefährlich erschien, daß die Maximkanonen auf das Lager gerichtet und die Posten verstärkt wurden. Wohl mit Rücksicht auf diesen Vorfall wurde ein zweiter Zaun errichtet. Der Zwischenraum zwischen diesem und dem ersten hieß die dead line (Totenlinie), und wer ihn betrat, setzte sich der Gefahr aus, erschossen zu werden. Die Überwachung des Lagers war überhaupt viel schärfer als in Simonstown, obgleich man

hier hätte Milde walten lassen können. So war es eine thörichte, ja grausame Bestimmung, daß man nur aller vierzehn Tage einen vier Seiten langen Brief, kleines Format, zur Post aufgeben durfte; grausam für mich, grausam für meine Angehörigen, am grausamsten für einen Familienvater. Im Lager entstand nach und nach eine Stadt von 2500 Mann. Aus dem Blech der Biskuitkasten wurden ganze Häuser gebaut. Auch das Handwerk gedieh. Ich erinnere mich vornehmlich eines Buren, der sich aus Blechbüchsen und Holzstücken eine Windmühle baute, an die er eine selbst angefertigte Drehbank anschloß. Mit staunenswerter Vollkommenheit verfertigte er aus Horn und aus den Knochen der geschlachteten Ochsen die verschiedensten Gegenstände, die als „Erinnerung an St. Helena“ auch durch die Engländer zu hohen Preisen gern gekauft wurden.

Mir selbst war das Lagerleben verhaßt. Nur wenn an mich die Kochwache kam, hatte ich Arbeit, und während dieser Zeit ist in mir auch das Verständnis für die Sorgen einer Hausfrau um ihre Küche aufgegangen. Ich zerbrach mir den Kopf, wie man in das ewige Einerlei von cakes und corned beef, corned beef und cakes Abwechslung hineinbringen könne. Selten gab es Brot und frisches Fleisch, fast nie Gemüse, dazu kam die schreckliche Knauferci mit Wasser. War ich frei, so konnte ich nicht einmal spazieren gehn, denn das Lager war bald so aufgeweicht, daß das Gehn in dem thatsächlich fußhohen Schlamm unmöglich wurde. Ganz starke Naturen ließ auch dies kalt. Ein deutscher Offizier, Oberst von Braun, der sich auf das ihm zustehende Recht, spazieren gehn zu dürfen, berief, betrat, als ein Spaziergang innerhalb des Lagers nicht mehr möglich war, die dead line, unbekümmert um die Androhungen des Erschießens durch die Posten. Diese meldeten den Vorfall dem englischen Obersten, dem Kommandeur des Lagers, der mit Oberst von Braun parlamentierte. Das Ergebnis war, daß Braun zu unsrer aller Vergnügen täglich stolz wie ein Spanier auf der dead line spazieren ging zum Ärger der Posten. Auch zu einem Gefangenenverein, „Halbe Lunge,“ wie er genannt wurde, schwingen sich die Deutschen auf. Wir kultivierten den deutschen Gefangenen von „Deutschland, Deutschland über alles“ bis zur „Holzauktion.“

Im dem Lager lernte ich allmählich allerlei Leute kennen, doch beschränkte sich mein Verkehr hauptsächlich auf Deutsche. Für meinen inzwischen auf St. Helena eingetroffenen Kommandanten Dom Tom behielt ich meine Verehrung bei; seine Neigung, Gottesdienst zu halten, störte leider etwas unser sonst gutes Verhältnis. Er lud mich in väterlicher Zuneigung zu seinen religiösen Übungen immer besonders ein, und diese Einladungen waren häufig. Mit dem Beginn des Gottesdienstes wartete er bis zu meinem Erscheinen, und er wartete oft sehr lange, manchmal vergeblich. An dem offiziellen Gottesdienst des Morgens und des Abends nahm ich regelmäßig und gern teil, wenn aber bei dem ersten Morgengrauen, während ich noch im besten Schläfe lag, aus jedem der umliegenden Zelte ein anderer Choral angestimmt wurde,

dann erregten die Mißklänge meinen äußersten Zorn, und ich ließ mich zu recht häßlichen Verwünschungen hinreißen. Dom Tom glich dann mit sanften Ermahnungen alles aus, und ich versuchte, um den guten Mann nicht zu kränken, in seinem Sinne zu leben. Seine Vorwürfe, daß ich meinen Charakter sehr zu meinem Nachteil geändert hätte, suchte ich zu entkräften, indem ich seinen Privatgottesdienst — fünfmal täglich hielt er solchen ab — besuchte. War ich dessen satt, so führte mich der Teufel wieder zu den Variétévorstellungen, die es im Lager gab; besonders ein Irländer, ein geborner Komiker, leistete darin großartiges. Bei einer solchen Gelegenheit, lieber Dom, habe ich dir mit Absicht und voller Überlegung einen Streich gespielt: gegen deinen Geistlichen habe ich mich schwer versündigt. An dem Geburtstage des Präsidenten Krüger sollte eine Festvorstellung stattfinden mit gemischtem Programm. Im Waschhaus war die Bühne, der übrige Raum war mit Benzolinlampen reihenweise besetzt, diese stellten Parkettplätze vor, die auch gegen Regen geschützt waren, zu drei Pence das Stück. Ich kaufte ganze fünfzehn Plätze und lud meine Freunde, darunter den Pfarrer, als Honoratioren ein. Hinter dem Parkett, unter freiem Himmel, standen die übrigen Leute, eine undurchdringliche Menschenmauer. Die Vorstellung beginnt, der erste Vortrag ist sehr ernst und sehr würdig; dann kommt etwas heitres. Meines Pfarrers Gesicht wird länger und länger. Was er hört, ist in keiner Bibel zu finden, er kann nicht fort; so muß er wider Willen aushalten und sich schließlich noch bei mir für die Genüsse bedanken.

In nahem Verkehr stand ich mit dem Hauptmann W., dem Leutnant R. und dem Missionarssohn B. Als ich eines Tags durch das Lager ging, hörte ich mich beim Namen rufen. Ich sah mich um und erkannte einen Mann, der mit mir die Schulbank gedrückt, zuletzt in Mex als Offizier gestanden und seinen Abschied genommen hatte, um den Krieg mitzumachen. Die alte Schulfreundschaft wurde sofort erneuert. Durch R. lernte ich den Hauptmann W. kennen, der zuvor in Deutsch-Südwestafrika gestanden hatte. Er war ein vorzüglicher Schachspieler. Baden-Powell hatte ihm in Maseking ein Schachspiel geschenkt, und wir mußten zum Spiel antreten, aber immer aufs neue erfahren, daß wir ihm nicht gewachsen waren. B. war eine Unternehmernatur; mit ihm habe ich Pläne ausgeheckt, wie wir nach dem Kriege in wenig Jahren in die Zahl der südafrikanischen Krösusse einrücken werden.

Mit der Zeit wurde ich auch mit englischen Offizieren unsrer Oberwache bekannt. Man nahm uns manchmal außerhalb des Lagers mit. Solcher Gefälligkeit verdanke ich den Besuch von Napoleons Wohnhaus und Grab. Auch führte man uns bei Privatleuten in Jamestown ein, was eine angenehme Abwechslung in diesem so eintönigen Leben war.

Unsre Gesundheitsverhältnisse waren mittelmäßig. Die Erkrankten wurden nach Jamestown transportiert. Bei der oben erwähnten Erschießung eines Kameraden war eine Sammlung im Lager veranstaltet worden, um einen Leichenstein für ihn und für die nicht wieder Genesenden zu beschaffen. Bis zu meiner

Abreise waren 1200 Mark eingegangen. Der Stein ist so gewählt, daß darauf alle Namen der auf St. Helena Verstorbenen Platz finden werden.

Hier mag noch erwähnt sein, daß unter uns eine Anzahl vortrefflich geheilte Schwerverwundete war. Einer der interessantesten Fälle war ein Bure, der anfangs Januar vor Magerfontein zugleich mit seinem Bruder von den Sprengstücken einer Granate getroffen worden war. Sein Bruder verlor das Leben, ihm wurde die untere Gesichtshälfte zerschmettert. In der deutschen Ambulanz zu Jakobsdaal wurden die Knochen, soweit es möglich war, mit Silberdraht hergerichtet. Das von Professor Rüttner vollbrachte Meisterwerk wies er jedem, der ihn deshalb ansprach; zum Schluß zog er dann aus seiner Tasche ein Stück seiner Kinnlade hervor, in der noch die Zähne saßen.

Mit der Zeit kamen auch Sendungen für die Gefangnen an, die Deutschen waren spärlicher bedacht als die andern Nationen. Die Holländer unterstützten uns am meisten, auch am zweckmäßigsten, besonders in der Auswahl der heiß begehrten Lektüre. Die Bücher sendungen aus Deutschland enthielten zu viel Erbauungsschriften, davon mochten wir wenig lesen. Ich fand in meinen fünf Bibeln, die ich bei mir trug, an wirklicher Erbauung mehr, als mir tausend Traktätchen bieten konnten. Daß man statt verwässerter Erbauungslektüre gern andre gehabt hätte, wird wohl jedermann begreiflich finden. Ich griff deswegen zu holländischen und englischen Bücher sendungen.

Die Engländer sorgten allmählich mehr für unsre Bedürfnisse; vielleicht hatten sich Stimmen gegen die uns widerfahrene Behandlung in England selbst erhoben. Wenigstens erschien eines Tags eine Engländerin, Mrs. Green, im Lager, die das größte Aufsehen machte. Sie war mit der entschlossenen, thatkräftigen Natur, die englischen Damen eigen ist, auf eigne Faust nach St. Helena gegangen, um sich persönlich von der Lage der Gefangnen zu überzeugen. Sie war der Gegenstand allgemeiner Verehrung; mancher sah in ihr den Engel, den die Gebete des Lagers gerührt hätten. Ich lernte die Dame auf der Rückkehr nach Europa auf meinem Schiffe näher kennen. Sie verdiente wirklich die Bewundrung, die man ihr allgemein zollte. Ihre Schrift ist im englischen Parlament verlesen worden und hat hoffentlich auch auf die Gefangnen zurückgewirkt. Endlich schlug die Stunde meiner Befreiung. Schon am 14. Juli hatte ich meine Entlassung nach Europa auf Ehrenwort beantragt. Anfang Oktober — schon hatte ich am Erfolg verzweifelt — war mein Gesuch genehmigt worden. Mit dem nächsten Dampfer verließ ich St. Helena. Nach vierundzwanzig Tagen kam ich in London an; dorthin mußte ich wohl signalisiert gewesen sein, denn es folgte mir ein Zivilist, den ich bald als Kriminalschutzmann erkannte; sein Schritt beständig hinter mir machte mich nervös. Ich sprach ihn darum an und bat ihn, wenn er mir folgen müsse, dann wenigstens mein Begleiter zu sein. Er zeigte mir ein Stück von London, fuhr mit mir nach Dover und verabschiedete sich erst, als das Schiff im Begriff war, die Landungsbrücke zu verlassen. In Herbsthal betrat ich endlich deutschen Boden. Erst jetzt kam das Gefühl vollkommenen Geborgenseins über mich. Wie wohl-

thuend wirkte die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit der deutschen Beamten im Vergleich mit den Beamten des Auslands. In Köln hatte ich mehrstündigen Aufenthalt, den ich dazu benutzte, mein noch sehr bürenhaftes Äußere, das mehr als billig die Aufmerksamkeit meiner Umgebung auf sich zog, beseitigen zu lassen. Auch mochte ich meinen Angehörigen keinen Schreck einjagen. So vertraute ich mich einem Friseur und einem Kleiderhändler an und bestieg, hochmodern aussehend, den Schnellzug in meine Heimat. In Mainz leistete ich mir während des Aufenthalts in der Bahnhofrestauration einen vorzüglichen Hasenbraten, den ersten seit vielen Jahren. O deutscher Hase, was bist du für ein edles Tier, du edelster deiner Sippe, du Hase der Heimat. Noch drei Stationen, und ich war zu Hause, bei der Mutter geborgen.

Damit hat meine Geschichte ihr Ende erreicht; aber noch lange nicht hat es die Geschichte des südafrikanischen Freiheitskampfes gethan. Mögen auch die Republiken im Kampfe gegen die zwanzigfache englische Überlegenheit untergehn; gewiß ist, daß der Gedanke „frei Südafrika“ nicht ausgelöscht werden kann, und daß die Kolonie, die England zuerst vor allen verlieren wird, die ist, die sie eben unter riesigen Menschen- und Geldopfern kaum hat erobern können.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die unbezahlten Assessoren. Der preussische Justizminister hob jüngst in seinen Reden im Abgeordnetenhause hervor, daß die Assessoren jetzt durchschnittlich über fünf Jahre auf Anstellung warten müßten. Er beklagte dies im Sinne der Assessoren. Gewiß mit Recht. Aber in noch höherm Maße ist dies im Interesse der Justizpflege zu beklagen. Das unbezahlte Assessorentum ist der größte Krebschaden der Justizpflege, der an ihr frißt, nagt und sie schädigt, wenn er sie auch nicht gerade töten kann und wird.

Wenn ein Jurist die Schwierigkeiten der Assessorprüfung, also der großen Staatsprüfung überstanden hat und glücklich Assessor geworden ist, so hat er ein gewisses Bedürfnis nach Ruhe und Erholung. Auf Anstellung oder Bezahlung seiner Thätigkeit als Hilfskraft (kommissarischer Assessor) kann er zunächst nicht rechnen. Es wird ihm nun bei den Gerichten irgend eine unbedeutende wenig Arbeitskraft erfordernde Thätigkeit übertragen, die einem Richter als dem angestellten Beamten abgenommen und dem Assessor „zu seiner weitem Ausbildung“ übertragen wird. Der Assessor findet, daß dies eigentlich noch viel zu viel Arbeit ist, da ja seine Thätigkeit vom Staate nicht entschädigt wird, und entweder der Staat sich diese Bezahlung erspart — was früher häufig zutraf —, oder seine Thätigkeit einen bezahlten Beamten, einen Richter, zum Überflus entlastet, was heute häufiger zutrifft. Man kann es ihm nicht gerade verdenken, daß er nicht sonderlich bemüht ist, diesem Beamten, der gewissermaßen für ihn den Gehalt einstreicht, noch mehr freie Zeit zu verschaffen und diesen noch mehr zu entlasten. Er denkt